

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 14

Artikel: Das Lebenswerk
Autor: Lidth de Feude, E. van
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669720>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

aus. Er spürte den Frieden des Klosters wie eine schützende, warme Hand, die ihn durchs Leben führte, aber irgendwie empfand er ein Heimverlangen nach dem fernen Lande, das seiner Kindheit Heimat gewesen war.

Tief senkte sich Angelicos Blick, und seine Hände gruben sich in die Weiten der Kuttenärmel. Vor ihm aber war nicht mehr des kleinen Gartens sommerliches Wunder, nicht das Rauschen der Fontäne — keine Mauern gab es mehr, und keine Pflicht! Nur eines war da — die ferne Heimat!

In weitem grünem Tale ging Fra Angelico Seele den Pfad der Heimat zu. Ja, die alte Straße war es mit den großen Kieseln und den alten Bäumen zur Seite. Weit am Ende dieser Straße sah er in stillem Frieden das Haus liegen, darin einst das Mütterlein seine sonnige Bubenzeit behütet hatte. Die Rußbäume lehnten sich an das breite Dach und warfen weiche Schatten auf den Platz vor dem Hause, wo die Hühner im warmen Sande badeten. Und ein Garten war dort, wo die Sonne am schönsten schien, und Rosen gab es darin, freilich nicht so viele wie hier im Klösterlein. Man mußte sie hegen und pflegen, bis sie blühten und sie oft zudecken, wenn nachts ein Frost von den nahen Bergen kam. Es dünkte nun Fra Angelico, jene Rosen daheim seien schöner und lieber gewesen, weil sie seine Mutter mit viel Mühe zog. Hier gab es kaum etwas zu tun — es blühte alles von selbst in reicher verschwenderischer Fülle, und es blieb nichts zu hegen und zu pflegen. Es kam ihm wohl in den Sinn, daß gerade diese Rosen ihn gelockt hatten, in das kleine Heiligtum einzutreten. Damals dünkte es ihn leicht, die alte traute Heimat an dieses südlische Paradies einzutauschen.

Und heute stand er sinnend an der Mauer, und immer heller ward in seinem Herzen der

Weg in die Heimat. Er hörte die Zypressen rauschen, ja, — aber sie wurden ihm zum Rauschen der Buchenwälder, die seine Heimat umschlossen. Er sah den blauen Himmel Italiens über sich, — doch seine Seele schaute die Wolfenberge, die um die Hügel der Heimat lagerten. Jetzt war ihm gar, seiner Mutter Stimme gehe wieder wie einst über den sonnigen Vorplatz dahin und die schweren Erntewagen fahren in die weitoffene Scheune. Flatternd stob da eine Hühnerschar aus dem Sande auf, — aber nein, es waren die Tauben, die sich von der Klostermauer erhoben und nun dahinglitten in das Blau des Sommertages.

Da rief das Glöcklein zur Vesper.

Wie von weitherkommend ging Fra Angelico der sonnigen Mauer entlang. Ihm war, er habe soeben ein verbotenes Paradies verlassen und nun stehe davor der Engel mit dem flammenden Schwerte.

Müde und gedrückt schritt Fra Angelico durch die niedere Pforte ins Kirchlein, und während seine Mitbrüder die Psalmen sangen, löste sich von seinem heimwehfranken Herzen ein großes Gebet und stieg auf zu Gott, wie die Kerzenflamme, die sich auf dem Altare verzehrte: „— Herr, nimm alles von mir.“

Und dabei dachte der junge Bruder an die Heimat im grünen Schweizertale. Als halte er Haus und Hof in seinen beiden Händen, hob er sie himmelwärts und bot sein Heimverlangen und seine Sehnsucht wie ein heiliges Opfer dar.

Am Abend aber ging Fra Angelico in seinen kleinen Garten und schnitt mit rascher Hand den Rosenzweig ab, der so vormitig in die weite Welt gucken wollte. Die Rosen stellte er der Madonna zu Füßen und die lächelte leise, da sie in des blonden Braters opferwehes Herz hineinsah.

Das Lebenswerk.

Von E. van Vidth de Zeude.

Karel Wachter wurde durch das Hausmädchen in das Bohnzimmer geleitet, wo Tine van Duren mit ihren drei Kindern unter dem Licht der Lampe am Tisch saß. Sie war damit beschäftigt, etwas auszubessern, zwei Kinder machten Schularbeiten, das dritte las.

Er begrüßte sie und die Kinder. Einer der Knaben brachte ihm einen Stuhl, das Mädchen schenkte ihm, ohne zu fragen, eine Tasse Tee ein.

„Wolltest du heute anfangen mit ...?“ fragte die Frau.

„Ja gern. Ich bin heute abend frei, und ich habe mich auch für morgen und übermorgen freimachen können. In drei Abenden denke ich fertig werden zu können.“

„Daß uns dann hinaufgehen,“ sagte Tine.

Sie ging ihm voran in das große Vorderzimmer und drehte das Licht an. Dies war das Ar-

beitszimmer ihres Mannes gewesen, der vor drei Wochen nach einer kurzen Krankheit gestorben war. Hier lagen noch alle Hefte und Mappen mit Papieren von Geschäften und Unternehmungen, mit denen sich Franz van Duren bei seinen Lebzeiten befaßt hatte. Karel Wachter, seinen Freund seit der Schulzeit, später seinen Mitarbeiter und Vertrauten in vielen Dingen, hatte Franz gebeten, im Falle seines Todes alle seine Papiere zu sichten und zu ordnen und zu vernichten, was vernichtet werden konnte.

In dem Zimmer war nichts verändert seit dem Tode des Fünfundvierzigjährigen. Es schien, als ob er jeden Augenblick wieder eintreten könnte, um an seinem Schreibtisch Platz zu nehmen und die unterbrochene Arbeit fortzusetzen. Eine Anzahl Aktenstücke lag auf dem Schreibtisch neben drei großen, geöffneten Briefumschlägen. In den Schränken standen alphabetisch oder nach der Jahreszahl geordnet Mappen und Aktenbündel.

Karel Wachter erinnerte sich an die vielen Abende, an denen sie hier zusammen oder mit anderen konferiert und beraten hatten, oft bis tief in die Nacht. Denn Franz hatte zu den Menschen gehört, die am Tage nicht genug haben für ihre Arbeit. Tagsüber war er im Büro oder auf Reisen, und abends arbeitete er zu Hause, in diesem Zimmer.

Unter dem Eindruck der Erinnerung sagte Wachter leise:

„Hier ist ein Stück Lebensarbeit verrichtet.“

Eine antwortete nicht. Sie war an der Tür stehen geblieben, als ob sie die Absicht hätte, gleich wieder wegzugehen.

„Willst du nicht hier bleiben, um mir etwas zu helfen?“ fragte der Freund.

Die Frau in Schwarz schien etwas himunterzuschlucken und antwortete dann:

„Nein, danke... lieber nicht.“

Wachter sah sie an, verwundert über die Bitterkeit in ihrer Stimme. Sie schien zu fühlen, daß sie ihm eine Erklärung für ihre Worte schuldete, und langsam sagte sie:

„Vielleicht wirst du erstaunt sein, es zu hören, aber ich hasse dieses Zimmer, ich hasse die Pa-

piere, wie ich im Grunde alle die Geschäfte, mit denen Franz sich abgab, aus dem Tiefsten meiner Seele hasse. Alle die Konferenzen, die Telephongespräche, alles, alles... das hat mir doch in Wirklichkeit meinen Mann genommen. Des Morgens ging er früh fort, mittags war er niemals zu Hause, und wenn er zum Essen hier war, dann haben wir beinahe niemals gegessen, ohne daß ein Telephongespräch dazwischenkam. Ja, ja, ich weiß, die Frau soll dem Mann eine Stütze sein, die Frau soll dem Mann die Möglichkeit geben, seine volle Arbeitskraft zu entfalten, und wie die Redensarten alle lauten mögen... Unsinn, dazu ist man nicht verheiratet. Ein Mensch wie Franz war nicht mit seiner Frau verheiratet, sondern mit seinem Geschäft. Er hatte mehr Zeit für seine Geschäftsbeziehungen als für uns. Manchmal wußte er kaum, in welcher Schulklasse die Kinder waren. Er hatte zuviel im Kopf, meinst du? Dann hätte er weniger Arbeit auf sich nehmen müssen. Es war ja finanziell gar nicht notwendig. Ich beneide eine Frau aus dem Volk, die ihren Mann des Abends ruhig im Hause hat, ich beneide meine Freundinnen, die einen Mann ohne Energie haben, der des Abends ruhig seine Zeitung liest. Nein, versuche nicht, ihn zu verteidigen oder mich zu belehren. Es hat ja doch alles keinen Zweck mehr. Und ich sage dir das alles nur, damit du begreifst, warum ich dich lieber allein lasse mit den Briefen und Akten. Was für dich Gegenstände der Bewunderung sind, das sind für mich lediglich Dinge des Hasses, weil sie mir Minuten, Stunden und Abende genommen haben, die mir niemand mehr zurückgeben kann...“

Mit einem kurzen Aufschluchzen hatte Eine die Tür hinter sich geschlossen.

Karel Wachter hörte, wie sie die Treppe hinunterging, unten einen Moment zögerte und dann ins Wohnzimmer ging.

Verstört blickte er in das verlassene Zimmer, dann nahm er, noch immer in Gedanken versunken, den ersten Brief zur Hand.

Deutsch von W. Blocher.